Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Eine kleine Stadt
Autor: Speck, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574438

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine kleine Stadt.

Skizze von Georg Speck, Küsnacht.

Nachdruck verboten.

Es war schon später Mittag, als Florian im Hafenbahnhof ankam. Das ewige Stampfen der Maschine, das schnarrende Aufrufen der Stationen durch den Schaffner, das Stimmengewirr im Coupé, das stete Wechseln von Feldern, Dörfern, Städtchen — Feldern, Dörfern, das Verlangsamen des Zuges, das Anhalten, dann Rufen, Schreien, Kreischen — langsames, polterndes Anlaufen und wieder Felder, Dörfer — Dörfer, Felder . . . alles das hatte ihn ermüdet. Erst war er froh gewesen, aus dem ewigen, langweiligen Getriebe seines Büreaus wegzukommen; nun schätzte er die Ruhe.

Er blieb eine Weile auf dem Perron stehen und sah auf den Hafen hinaus. Der Hafen war ein Wasserbecken von mäßiger Größe. Links und rechts umfaßten es in weitem Bogen zwei starke Dämme wie ein paar riesige gebogene Arme. Vorn am Eingang flankierten zwei hübsche Leuchttürme.

Und hinten lag der See. Er war hier schön blau und sehr breit. Man sah kaum das jenseitige Ufer. In der Ferne stiegen Dampfer langsam herauf. Sie zogen lange Schweife von Rauch nach sich, die gleichmäßig und dicht aus den Schloten hervorquollen. Wie sie so näherkamen, erst langsam und kaum merkbar, schienen sie traumhafte, in Dämmerduft zerflossene Wesen.

Das jenseitige Ufer war ein dunkler Streifen von Ultramarin und Sepia; darüber lag ein schwaches Violett, das in zwei Lagen sich dunkelte bis zum Dunkel aus Violett und Neutraltinte. Aus dieser Farbenmenge, die man fühlte wie einen vollen Mollakkord, stiegen weiße Wolkenhaufen auf, mit scharfabgerissenen Linien und den sanften heitern Tönen eines Aquarells. Sie schwammen in den blauen Himmel hinein, der ungeheuer hoch und ganz rein erschien und der im Vereine mit der lauen, nach Veilchen riechenden Luft eines ersten schönen Tages des Frühfrühlings das Herz öffnete wie ein großes Zimmer.

Man hatte so ein unbestimmtes Gefühl des Nichtsattseins. Man spürte eine traumhafte Sehnsucht, die einen quälte, die in vollen lauen Wellen durch die geöffneten Türen der Sinne hereinströmte und doch nicht das sich weitende Herz, die glückshungrige Seele füllen und sättigen konnte.

Florian empfand das alles. Es überkam ihn eine plötzliche Müdigkeit, und er dachte über sein Leben nach.

Ja, das nannte man Leben: ein Dasein, das sich zusammensetzte aus Arbeit, das heißt, mit einem die Seele verknöchernden, die Sinne erdrückenden ewigen Einerlei.

Und doch, wenn man nicht reich war und immer hungrig nach etwas, von dem man gar nicht sagen konnte, was es war . . . Es war traurig! Er empfand einen Haß gegen alles, was man so Arbeit nannte und was stumpfsinnig machte. Am liebsten hätte er sich irgendwo ganz draußen am See niedergelassen und auf das ruhigschaukelnde Wasser hinausgesehen.

Aber man mußte ja arbeiten, um zu leben, wenn man so ein Sklave war. Der Teufel soll das holen!

Er machte sich auf den Weg zu einem Kunden mit dem festen Vorsatz, die Geschäfte rasch zu erledigen und dann den Abend hier draußen zu verbringen.

Vor dem Hafen und dem Bahnhof war ein großer freier Platz. Das war der Marktplatz. Die kleine Stadt bestand eigentlich nur aus diesem Platze und den wenigen Gassen, die dahinter lagen. Es gab keine Fabriken hier. Die Menschen lebten so gewissermaßen von sich selbst. Im Sommer kam über den See der große Fremdenstrom, der brachte Geld. Im Winter, da war nichts zu tun; da kamen die rauhen Winde über den See gefegt. Man machte dann Türen und Fenster zu und ein tüchtiges Feuer in den Ofen. Und sonst, da schlief man.

Dieses Leben mußte sehr bekömmlich sein. Florian sah mit Erstaunen, wie die Leute hier alle fröhlich waren und gesund aussahen. Besonders die Frauen. Die waren alle so frisch, hatten gute Knochen und gesundes blühendes Fleisch. Die freie Seeluft mußte schuld daran sein.

Das Geschäft des Kunden lag mitten auf dem Marktplatze. Die Türe war geschlossen. Ei, die Leute nahmen das Leben bequem! Florian wollte sich eben wieder zum Gehen wenden, nachdem er einige Zeit gewartet, als der Geschäftsfreund kam.

Man wickelte schnell und glatt die Geschäfte ab. Es handelte sich um ein Mißverständnis, das unangenehme Folgen nach sich ziehen wollte. Die Advokaten hatten sich verbissen. Das Büreau hatte erregt einen Haufen Papier und ein Meer von Tinte angewendet, ohne zu einem Ziele zu kommen . . . Eine mündliche Auseinandersetzung von einer kleinen Viertelstunde regelte nun die Angelegenheit auf das beste.

Nachdem man sich mit herzlichem Händeschütteln getrennt, trat Florian wieder auf den Marktplatz hinaus.

Der violette Streifen des jenseitigen Ufers wurde dunkler, und die weißen Wolkenballen, die in den blauen Himmel hineinschwammen, hatten rosenrote Ränder.

Die Dämmerung kam.

Er reckte behaglich seine Glieder, vergrub die Hände in den Taschen und schlenderte so über den Platz hin, mit voller Brust die frische Seeluft einatmend und dieses Nichtstun auf eine raffinierte Weise genießend.

Plötzlich fielen seine müßigen Blicke auf einen Goldschmiedladen, der an der Ecke des Marktplatzes lag. Der Goldladen hatte drei Schaufenster. Donnerwetter! Ein Goldladen mit drei Schaufenstern in einer so kleinen Stadt, das war schon etwas! Oben stand in dreifacher roter Zierschrift: „Uhren und Bijouterie Nebelstrot & Cie."

Florian blieb stehen und dachte nach. Man sagte zu Hause im Büreau einander etwas ins Ohr, seit zwei Jahren schon, von einer Goldschmiedswitwe, die eine Kundin war. Man wußte nichts Genaues, da der Reisende, der sie übrigens nur ein einzig Mal gesehen, nur so vielsagende, prahlerische, verschleierte Andeutungen machte. Aber man wußte, daß der Chef seit einem oder zwei Jahren alle Geschäfte mit dieser Kundin selbst und

Gerichtsszene in Appenzell.

Nach dem Gemälde von Wilhelm Ludwig Friedrich Riefstahl (1827—1888)

im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Museum zu Aarau.

meistens persönlich abwickelte. Man hielt die Frau für jung, schön, interessant, und im Büreau existierte ein schwärmerischer, verschwiegener Kultus, der dieser Frau galt, nach der all die jungen, im Büreaustaub erstickenden Leute, sich glaubend sehnten wie nach einem fremden Gott. Nun hatte sich diese Frau vor einem halben Jahre wieder verheiratet. Das war ein ordentlicher Schlag in das Kontor gewesen, und all die Menschen dort, die in ihrer Sehnsucht nach Abwechslung in der stickigen Luft der Schreibstube mit ihrer Phantasie die unbekannte Frau sagenhaft umwoben hatten mit einem mysteriösen Kultus, waren plötzlich ernüchtert, erschreckt aufgewacht. Der neue Mann hieß Nebelstrot.

Florian war wohl einer der eifrigsten dieser Romantiker gewesen, und er hatte es ordentlich schmerzhaft empfunden, als diese Tatsache wie ein kalter Wasserstrahl die kristallisierende Wirkung seiner Phantasie wegfegte und der kalten Vernunft wieder zum Dasein verhalf. Es war ungefähr gewesen, wie wenn man einem Kinde, das mit liebevoller eifriger Sorgfalt in einen märchenhaft großen Sandhaufen künstliche Tunnels, Häuser und Gärten baute, die ganze Herrlichkeit mit einem plumpen Fußtritte zerstörte.

„Ei der Tausend," sagte er nun ganz laut, „das muß ja die Frau sein!" Und eine Auslage von drei Schaufenstern, das war wirklich etwas für einen Goldladen in einer kleinen Stadt. Vielleicht konnte er nun vorsprechen. Ja gewiß, das wollte er, ganz geschäftlich.

Er trat in den Laden, der vollständig dämmrig war. Es war niemand da. Aber aus einem Nebenraum drang Licht, und nun kam eine Frau heraus. Eine junge Frau. Eine schöne Frau. Florian sah es. Er wußte nicht, wie es kam; aber er dämpfte unwillkürlich seine Stimme, so, daß sie gewissermaßen mit der Dämmerung im Laden harmonierte. Nachdem er sich vorgestellt, begann sie zu reden, langsam, mit einer Stimme, die weder Alt noch Sopran war und die klang wie eine Glocke aus Edelmetall, ganz rein, mit einer schwachen Verschleierung, gewissermaßen wie ein angeschlagener Mollakkord, der aufgelöst, langsam und ruhig in gleichmäßigen Wellen sich hinzieht und der dann im Herzen des Hörers ein Gefühl der ruhigen, sanften Freude erzeugt.

Man sagte sich, was man in solchen Fällen immer sagt. Sie freute sich, daß er sie begrüßte, natürlich, und sie stellte ihm für die Zukunft neue Geschäfte in Aussicht. Es waren ganz nüchterne Dinge. Sie sagte ihm nicht einmal, ob sie wirklich die gedachte Frau sei. Er wollte das auch gar nicht wissen; daß sie es war, war für ihn eine fertige Sache.

Er wußte nicht, wie es kam; aber er wagte sie nicht anzusehen: es ging von ihr ein Fluidum aus, das ihn geradezu suggerierte. Sicher war, daß sie schön war und so etwas an sich hatte vom Weibe, etwas namenlos Schönes, etwas, das ein sehnendes Begehren weckte und den Mann zu allem, selbst zu Verbrechen und Wahnsinn treiben konnte.

Man hatte sich ja eigentlich nichts zu sagen. Es entstand eine Pause. Florian nahm sich zusammen und sah sie an. Sie hatte blonde Haare und, soviel man in der Dämmerung sehen konnte, große, unschuldigsinnende Kinderaugen in einem etwas blassen, vollen Gesicht. Sie war mittelgroß. Wie sie so an den Ladentisch lehnte, hingen die plastischen Arme nachlässig herunter und drangen die runden Schultern etwas vor. Sie hatte eine mäßige Brust und eine schlanke Taille. Aber die Hüften, die sie so gegen den Ladentisch preßte, erschienen frauenhaft rund. Man spürte die geraden, schöngeformten Schenkel, und all die weichen, gerundeten Linien des formenschönen Körpers flossen harmonisch mit proportionellen Uebergängen ineinander, und wenn man so alles mit einem Blick umfaßte: den schönen Leib, das ruhige blasse Gesicht und die großen unschuldigen Kinderaugen, regte sich ein Verlangen nach ihr. Der Leib erschien dann sinnlich — man dachte dabei unwillkürlich an einen Faun — und aus der Tiefe der unschuldigen Kinderaugen schaute ein müdes, hungriges, heischendes Weib.

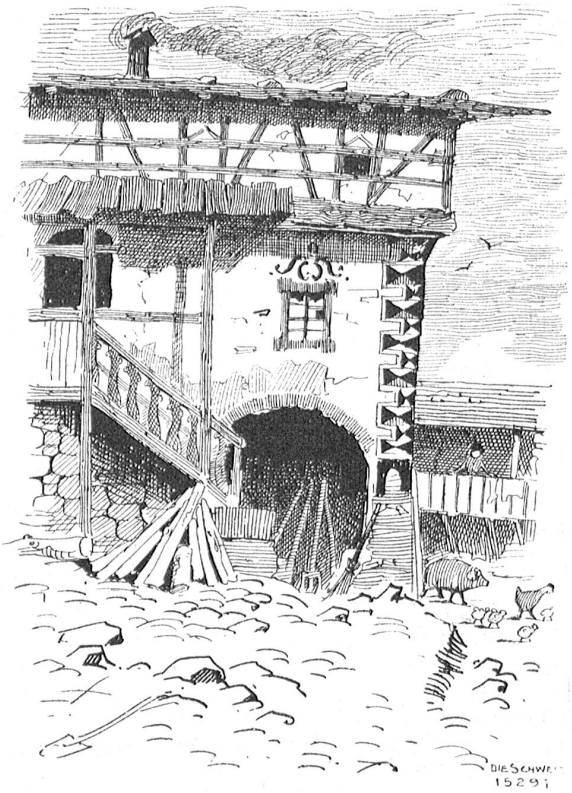
Sie war schön, schöner noch, als er sie sich vorgestellt.

Als er auf den Marktplatz hinaustrat, war er zerstreut und aufgeregt. Er lief einige Male um den Platz herum; dann stellte er sich wieder vor die Auslagen. Der Laden war schwach erleuchet. In dem heftigen Verlangen, sie noch einmal zu sehen, preßte er sein Gesicht an die Scheiben. Sie saß im Nebenraum an einem Tisch gegenüber einer jungen Frau, die eine Freundin sein mochte. Er sah nur ihren Rücken. Einmal schaute die andere herüber. Sie mußte sein gegen die Scheiben gedrücktes Gesicht gesehen haben; denn sie sagte etwas zu der Frau, indem sie nach dem Fenster schaute, worauf sich die Frau herumdrehte.

„Ich mache mich eigentlich lächerlich!" dachte er und trat schnell zurück.

Der Geschäftsfreund hatte ihm das Gasthaus zum „Becherlein" empfohlen. Es lag hinter den hintersten Gassen in einer trübseligen Umgebung von nackten Bäumen, Erdhaufen und unfertigen Neubauten. Man kam erst durch einen großen Garten, der auf der einen Seite durch eine langgestreckte gedeckte Kegelbahn, auf der andern durch eine Reihe von Käfigen und Verschlägen einen Rahmen erhielt. In einem der Käfige saß trübselig ein Königsweih mit glühenden Augen und zerzausten Federn; in einem andern hockte ein Affe auf einer Stange und fing eifrig kleine Tierchen. Die Breitseite des Gartens wurde durch einen großen Saalbau ausgefüllt. Von diesem Saale aus gelangte man links über Treppen und Treppchen, durch Türen und Türchen in das eigentliche Hotel.

Nachdem er hier ein Zimmer bestellt hatte, ging er auf den Marktplatz zurück. Es war indessen vollständig Nacht geworden und ziemlich kühl. Florian zog seine Glacé an, knöpfte seinen Paletot enger zu und steckte seine Pfeife in Brand. Die Hände in den Taschen spazierte er so mit einem Gefühl von glücklichem Wohlsein quer über den Platz, so, daß immer der Goldladen seiner Frau den Endpunkt bildete. Er wagte nicht mehr hineinzuschauen, aus Furcht, gesehen zu werden. Er sah nur flüchtig hinüber, machte dann Kehrt und spazierte nach dem Hafen zurück. Dort blieb er stehen und schaute auf den See hinaus, der dunkel sich nach einer ungewissen Ferne dehnte, in der ein schwarzer Strich das jenseitige Ufer andeutete. Die Lichter dort glommen als kleine Punkte ruhig in der klaren Luft; es sah aus, als wären eine Menge Glühwürmchen auf eine dicke schwarze



Präz am Heinzenberg.
Nach Federzeichnung von Jakob Billeter, Basel.

Schnur aufgereiht. Weiter hinten dehnten sich riesige, seltsam geformte Wolkenmassen, aus denen große Riesenhände sich in den Himmel reckten, wo sie die mattglänzenden Sterne einen nach dem andern auslöschten.

Die Stadt schien schon zu schlafen und die Häuser sich zusammenzudrängen. Dann und wann klang irgend ein Ton, hallte ein Schritt; aber sonst war es so still, daß man deutlich das gleichmäßige Anschlagen der Wellen am Ufer hörte.

„Schließlich kann ich hier draußen nicht wohl übernachten," dachte er und ging nach seinem Hotel zurück. Das Abendessen schmeckte ihm prächtig, und nachher konnte er bei einem Glase Wein und einer Zigarre so recht darüber nachdenken, was sie gesagt, was er gesagt, was er hätte sagen können, sagen sollen und was er doch nicht gesagt. Plötzlich wurde er in seinem Spintisieren durch den Geschäftsfreund gestört, der eben in die Gaststube trat.

Sie grüßten sich höflich, und jener nahm einen Augenblick neben Florian Platz.

„Sagen Sie," begann Florian, „kennen Sie die Frau aus dem Goldladen an der Ecke des Marktplatzes? Ja? — — — hieß sie... Wie hieß sie vor ihrer Heirat?"

„Richtig, richtig ... Diese Frau, diese Frau! Sie ist schön, wie? Und Rasse hat sie ... Ah ... Ich hätte nie geglaubt, daß es in solch kleinem Städtchen solche Frauen geben könnte!"

Der andere lachte indigniert: „Oho, wir haben noch manche schöne Frau hier!"

„Sie ist schön!" rief Florian begeistert.

„Ei, haben Sie das bemerkt!"

„Nun ja, ist sie nicht schön?"

Der Geschäftsfreund, der noch jung genug war, den Frager zu verstehen, und sich wohl an seine in der großen Stadt verlebten Fremdenjahre erinnerte, lächelte amüsiert, verzeihend: „Gewiß ist sie schön."

„Und, weiß sie das? Ich meine ... Nun so..."

„Früher wußte sie es; da war ja alles in sie vernarrt. Nun weiß sie es nicht mehr so gut, oder ... ich sage, will sie es nicht mehr so gut wissen ... seit sie ihren jetzigen Mann hat."

„Richtig, sie hat ja den zweiten Mann? Und ist noch so jung und schön! Teufel auch — entschuldigen Sie — aber das ist ja interessant hier, ein kleiner Roman! In solch einer kleinen Stadt! Erzählen Sie, bitte bitte, die Geschichte ganz genau!"

Aber der Geschäftsfreund machte plötzlich ein sonderbares Gesicht. „Was soll ich erzählen?"

„Alles!" rief Florian. „So ... Es muß doch ... Sie können doch gewiß etwas über diese Frau erzählen, über ihren jetzigen Gatten ... Erzählen Sie, erzählen Sie ..."

„Ja," begann jener nachdenklich, „man könnte schon etwas erzählen ... Oho, man könnte viel erzählen!"

„Das glaube ich ..."

„Aber ich tue es nicht."

Florian wurde ganz traurig. „Warum denn nicht? Erzählen Sie doch!" bettelte er.

Aber der andere wurde plötzlich bockbeinig und sagte abbrechend: „Warum ich es nicht tue? Weil es nichts nützt!"

Nach kaum fünf Minuten ging er wieder fort.

Florian trank nachdenklich seinen Wein und hörte dazwischen zerstreut den andern Gästen zu, die heftig politisierten über den neuen Krieg.

„Diese Japaner!" schrie einer. „Sie werden siegen, diese Japaner, ganz sicher, ihr könnt es erleben!"

„Wenn der ungeschlachte Russe einmal Prügel bekommt, so soll es recht sein. Der Teufel! So eine Bestie! Läßt sein Volk in Elend und Schmutz krepieren und frißt immer zu!"

„Ja ... schon ... Aber, da stecken die Engländer wieder dahinter!" sagte ein magerer Mann mit galligen Augen. „Diese Saubande!" schrie er plötzlich grob. „Die verdienten auch mal was dafür, daß sie stets den stänkerigen Brei rühren und dann durch andere ausfressen lassen!"

„Erlauben Sie, bitte!" begann ein junger Mann von sorgfältigem Aussehen, der Florian gegenüber saß, und machte eine Handbewegung, die er irgendwo im Theater abgeguckt hatte. „Die Engländer, das ist ein nobles Volk, abgesehen von diesem und dem, ein sehr vornehmes Volk von Gentlemen! Ich muß das wissen; ich war in Manchester."

„Sie waren in Manchester?" begann Florian. „Ich war in Birmingham."

Der andere nahm ein gespreiztes Wesen an, markierte den Englishman und tat außerordentlich erfreut über dieses Zusammentreffen. Er wollte gleich von England erzählen; aber Florian begann schnell und eifrig:

„Sie sind hier bekannt? Ja? Kennen Sie die Frau Nebelstroth, verstehen Sie, Nebelstroth & Cie., den großen

Goldladen an der Ecke ... So? Also die Frau hat erst eben geheiratet, nachdem sie eine junge und — eine sehr schöne Witfrau war! Sie hat keine Kinder? Was? Nein? Interessant, wirklich!"

Er wurde ganz eifersüchtig: „War diese Frau dumm, wieder zu heiraten!"

Da machte der andere, der in Manchester gewesen, Opposition: „Nicht so sehr dumm; die machte ihren Schnitt!"

Soo? Das sagte auch schon der Geschäftsfreund, dachte Florian. — „Also es war ein kluger Streich? Wie das? Ist der Mann reich oder schön? Erzählen Sie doch die Sache, bitte!"

Der Manchestermann tat überaus wichtig: „Und ob! Steinreich ist er; er könnte den ganzen Platz unten kaufen." Er begann nachzurechnen: „Drei ... Fünf ... er kann jährlich mindestens Zehntausend ausgeben!"

„Ein nettes Sümmchen!" sagte Florian skeptisch und rieb die Finger. „Aber so sehr viel ist das doch nicht. Es müssen da noch interessante Einzelheiten sein, so irgendetwas. Sie müssen das erzählen!"

Aber jener wußte nichts zu erzählen und fing wieder von England an.

Der Mensch war dumm.

„Ich möchte schlafen gehen ... Welche Nummer habe ich denn, Herr Wirt?"

Der Wirt rief ein Mädchen herbei: „Nummer elf. ... Sie wollen schon zu Bette? Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe."

Das Mädchen führte Florian über eine Unmenge Treppen, Treppchen und Gänge nach Nummer elf.

Florian zog sich langsam aus und legte sich in das weiße, behaglich knarrende Bett. Aber der Gedanken an die Frau verfolgte ihn und ließ ihn nicht schlafen.

Das Zimmer mußte über dem Saale liegen. Es drangen die gedämpften Akkorde eines Flügels herauf. Dann begannen die Chöre eine langsame, schwere Melodie. Sie brachen plötzlich ab; nur die Tenöre fuhren fort mit fibrierenden Stimmen. Es klang wie ein Weinen. Dann fielen mit dumpfem, düsterm Gemurmel die Bässe ein ... Sie schwiegen wieder ... Man hörte den Flügel mit traurig-ernsten, unaufgelösten Akkorden ... Dann wieder die Chöre ... Es ging immer so fort, immer dieselbe Melodie. Bei den Tenören kam einen das Weinen an, und die Bässe weckten eine dumpfe Traurigkeit im Herzen.

Florian wurde sein Zustand ganz unerträglich. Die Töne drangen durch die Decke, durch irgendwelche Ritzen in das Zimmer, schienen sich hier in den Winkeln zu sammeln und gingen dann mit schwermütigem Summen in der Dunkelheit herum.

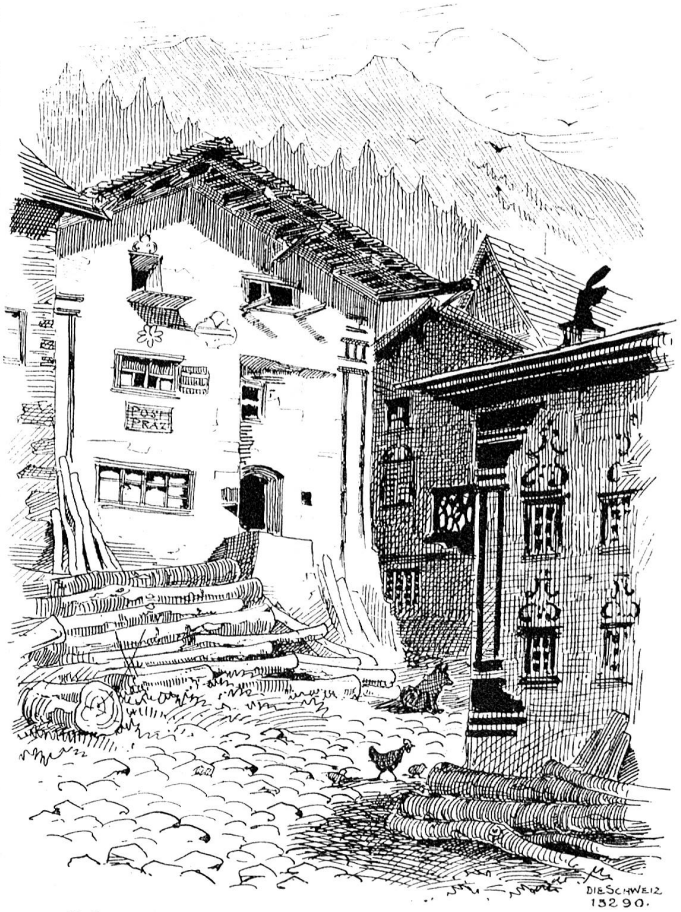
Er drehte das Elektrische auf, brannte sich eine Zigarre an und begann über das Leben nachzudenken.

„Man arbeitete, man aß und trank ... Das nannte man Leben ..." Die Bässe setzten unten wieder ein; es klang wie ein dumpfes Requiem, indessen die Tenöre anfingen zu schluchzen.

„Man aß und trank, um arbeiten zu können, das nannte man Leben ... Pfui Teufel! Ein Hundeleben war es, ein ewiges Nichtsattsein des Herzens! Das war überhaupt nicht gelebt ... ja ... Ein Mann war nur ein halbes Leben: man mußte ein Weib haben! Leben war Lieben, und Liebe war Leben; ja, so war es! Und doch, es gab Eheleute, die lebten nicht besser, lebten stumpfsinnig wie ... O, gewiß ... Man mußte ein Weib haben, ein Weib! Mit einer guten Seele und einem schönen Leib. Die Frau ..."

Er dachte an seine Frau unten am Marktplatze, und seine Sehnsucht wurde stärker. „Welche Augen sie hatte!" dachte er. „Und der Leib!" Er dachte an sie, wie sie in der Dämmerung am Ladentisch lehnte, die vollen Hüften gegen den Tisch gepreßt. Ihre Augen, das ganze Gesicht schienen eine tiefe schlafende Seele, ganz märchenhaft. Und der Leib war schön, da war alles Linie — — — — —

Die Musik unten im Saale hatte aufgehört, und er selbst war vor lauter Denken ermüdet eingeschlafen. Nun war er wieder erwacht. Es war kalt geworden, und es fror ihn jämmerlich im Bette, da die Decke zu kurz war. Vor dem Hause gab der Wind Konzert. Er kam über den See hergesaust, schlug die Laden, ratterte am Dach, heulte durch die Gassen, duckte sich winselnd in den Ecken: es war, als rase irgend ein bösartiges gehetztes Ungeheuer. Manchmal schwieg es. Dann klang das trappende, klatschende Geräusch des Regens. Es war, als habe sich das Ungeheuer in einen Winkel versteckt, in dem es nun irgend ein schleichender, tückischer Kerl aufgespürt und mit einem Stocke kneipte. Es fuhr mit lautem, heulendem Gewinsel heraus, rüttelte an Türen und Fenstern voll



Präz am Heinzenberg. Nach Federzeichnung von Jakob Billeter, Basel.

wahnsinniger Angst. Und der Regen trommelte an die Scheiben . . . Rrr — rr . . . Nun kamen noch Hagelkörner. Ho — uh — uh — huh . . . . . Das Ungeheuer hatte sich wieder irgendwo versteckt, und der tückische Kerl ging mit schleichenden Schritten und boshaften gelben Augen herum, es zu suchen. Indessen trappelte der Regen daher und stellte sich wartend hin mit einem ungeduldigen: Ta — tatatata — tata . . .

Florian horchte, fror, fluchte auf das elende Leben und dachte an seine Frau.

Als er am späten Morgen erwachte, war es schon helllichter Tag. Die Straßen waren naß und glänzend; aber der Himmel war blau, und die Sonne schien.

Nachdem er langsam gefrühstückt, sagte er sich, daß er eigentlich höchste Zeit habe heimzureisen. Aber er blieb ruhig sitzen. Der Teufel soll dieses lumpige Leben holen, er wollte nun einmal Mensch sein! Und jene Frau mußte er nochmals sehen, nur noch einmal!

Aber wie?

Halt! Er hatte eine Nadel, eine hübsche goldene Nadel, die ein Hufeisen darstellte, in dem elf Perlen gefaßt waren. Er zog sie heraus und fing an die Nadel zu biegen hin und her, bis sie entzweiging.

Was war einfacher! Er brachte diese Nadel hin zur Reparatur.

Nachdem er die zwei Stücke in ein Papier gewickelt hatte, machte er sich auf den Weg, stets von dem Gedanken gefoltert: „Ob sie wohl im Laden sein wird?" Er war eigentlich gespannt, wie der Mann einer solchen Frau aussehe, und dennoch — Nein er hatte kein Verlangen, den Kerl zu sehen, wirklich nicht, o nein! Er war schon furchtbar eifersüchtig auf ihn.

„Es ist noch etwas früh," dachte er, und darum und weil ihm auch sonst das Herz klopfte, machte er einen großen Bogen. Die Wiesen und Felder drängten bis in die Stadt hinein, und vor den hintersten Häusern waren schöne, große, braungelbe Misthaufen. Dann standen die Häuser dichter und bildeten Straßen von mäßiger Breite und heimliche Winkel. Jetzt, da die Sonne schien, sahen die Häuser ganz fröhlich aus. Die Gassen und Winkel schienen alle heimliche Geschichten zu erzählen, worüber die glänzenden, warmen Häusermauern lachten, ein ruhiges, sonniges Lachen, das bis in die hohen braunen Giebel drang, an denen die Frühlingssonne spielte und die Lichter flirrten.

Der Hufschlag eines Pferdes klang hier lauter — wie ein Lied — und der feste Schritt des Bürgers fand einen dröhnenden Widerhall an den Häusern, die über den hallenden Schritt erschreckt auffuhren. Es war da überall eine intensive Ruhe, bei der jedes Geräusch stärker, zum Lärm wurde. Und über dem Ganzen klang das heitere Sonnenlachen.

Der Umweg, den er machte, konnte noch so groß sein, man war schnell am Ziele in dieser kleinen Stadt. Da war schon wieder der Marktplatz mit dem Goldladen an der Ecke. Die drei Schaufenster gleißten und glänzten und sangen ein sirenenhaftes Lied, das Florian unwiderstehlich anzog, trotzdem ihm ganz dumm und bange war. Er ging mit weitgeöffneten Augen darauf zu, wie ein Schlafwandler, und geradewegs durch die Türe hinein.

Er hatte es gut getroffen. Die Frau war allein im Laden. Sie sah heute, beim hellen Sonnenlicht, nicht mehr so geheimnisvoll aus wie gestern in der Dämmerung. Zwar hatte sie immer noch diese Kinderaugen und die rundlichen Linien; aber sie erschien weicher, war gewissermaßen noch warm vom Schlafe.

Man wünschte sich guten Tag, und sie tat eine leise verwunderte Frage, daß er noch da sei. Er wurde verlegen wie ein dummer Junge und schaute sie immer mit begehrlichen scheuen Augen an. Dann nahm er seine Nadel heraus und brachte sein Anliegen vor, ohne jedoch dabei auf die Nadel zu sehen, von der er redete. Als sie nach den Stücken griff, berührten sich ihre Hände. Sie hatte schöngepflegte, weiche Hände, in deren Form und besonders in den Fingerspitzen eine sinnliche Kraft lag.

„Diese Perlen sind reizend," begann sie mit ihrer lässigen Frauenstimme. „Eine schöne Nadel!"

Es freute ihn, daß sie seine Nadel lobte, und er dachte, er müsse ihr etwas Angenehmes sagen. Er wollte sagen, daß sie viel, viel schöner sei; dann dachte er daran, daß das banal wäre. Er schwieg und sah sie immer an; seine Augen lösten die Falten ihres Kleides, entkleideten sie, wühlten sich in sie hinein und aßen sie gewissermaßen auf. Er war ungeschickt. Sie sah ihn ruhig an, und er dachte, daß er nun doch etwas sagen müsse.

„Kann ich die Nadel bis morgen früh, das heißt bis morgen um diese Zeit haben?"

„Gewiß," antwortete sie mit nachlässiger Freundlichkeit.

Sie sah in ihrer Kälte doppelt schön aus; ihre Kälte schien eine Aufforderung, sie zu erwärmen, so sehr, daß sie in Leidenschaftlichkeit aufging.

Er sah sie immer noch an und dachte: „Was diese Frau für einen Mann haben wird?" Am Ende — und besonders da sie nichts mehr sagte — war dieses Anstaunen tölpelhaft, unhöflich, dumm. Er mußte gehen.

Draußen auf dem Marktplatz schien die helle Sonne; die ganze Welt war voll Sonnenschein, die Stadt, der See, das ferne Land . . . alles!

Florian machte sich kein Gewissen daraus, daß er hier blieb, wo er schon längst wieder seinen Geschäften nachgehen sollte. Ach ja, heute wurde gefeiert! Der Tausend, einmal durfte man doch wohl Mensch sein!

Er ging hinaus an den Strand, weit hinaus, sah den Schiffen zu, die behaglich das glänzende Wasser furchten, und sah den kleinen weißen Wölkchen nach, die schnellschnell am Himmel dahinzogen, weit fort. Und dann dachte er wieder an die Frau und an ein Leben, das neu war und gut.

Als er abends spät nach seinem Gasthause ging, freute er sich über den Tag. Ja, das Leben war doch schön und die ganze Welt voll Sonnenschein! Was alles noch kam, was jenseits lag von heute, das schien ihm eine schöne Frau in ihrem Schoß zu bergen.

Am andern Tag war der Himmel grau; er machte ein weinerliches Gesicht, die Luft war trübe, und alles sah nach Regen aus.

Als es Zeit war, ging Florian nach dem Goldladen am Marktplatze. Er machte heute keinen Umweg.

Die Frau war wieder allein, und er freute sich darüber, ohne eigentlich zu wissen warum.

Urmein am Heinzenberg mit Piz Beverin. Nach kolorierter Zeichnung von Jakob Billeter, Basel.

Die Nadel war fertig. Das war eigentlich ärgerlich. Die Frau wickelte sie sorgfältig in Seidenpapier und gab sie ihm. Er hatte weiß Gott was sagen wollen; aber nun war ihm plötzlich alles entfallen. In seinem Kopfe war eine trostlose Leere, und nur sein Herz war übervoll von einem bunten Wirrwarr.

Sie sah ihn an, der immer noch dastand und sie anschaute, so sonderbar. Er hatte bezahlt: was wollte er noch?

„Ich muß ja gehen," dachte er, und sein Kopf wurde immer dummer und sein Herz toller.

Ich muß ja gehen — gehen . . .

Als er ihr die Hand zum Abschied reichte, hielt er die ihrige fest. Sie sah ihn mit fremden Augen fremd an und lehnte über den Ladentisch.

Sie war schön!

Er küßte plötzlich heftig ihre Hand und murmelte: „Sie sind so schön . . . so schön . . . Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll . . . Und dann liebe ich Sie so sehr, verstehen Sie . . ."

Sie sah ihn mit fremden Augen an.

Dann löste sie lässig ihre sinnenerregende Hand und sagte, ohne gerade entrüstet zu sein, aber so mit der Miene einer ehrbaren Frau, die satt ist, täglich gut lebt und weiter kein Bedürfnis hat:

„Was fällt Ihnen ein?"

Es war wie eine Ohrfeige.

Sein Kopf war plötzlich sehr vernünftig, und in seinem Herzen fiel mit einem großen Krach etwas zusammen, und eine kalte Hand griff hinein und brachte Ordnung in den tollen Krautgarten, der dort gewuchert und der nun schon halb verdeckt war von den stürzenden Mauern eines fröhlichen Palastes . . .

Er wußte nicht, wie er aus dem Laden herausgekommen. Draußen wandte er sich schnell um die nächste Ecke. Sie durfte ihn nicht mehr sehen. Er sah nach der Uhr. In zehn Minuten fuhr der Zug, es war höchste Zeit.

In zehn Minuten saß er im Coupé. Die Schaffner schnarrten ihr „Ferr—rr—tig!" und der Zug setzte sich langsam, pustend, holpernd, stolpernd in Bewegung. Bald mußten Felder kommen, dann Dörfer, dann wieder Felder, irgend eine Stadt, Felder . . . Dörfer . . .

Er sah nach dem Marktplatz hinüber, der unter dem jämmerlichen graugrauen Regenhimmel triste und verlassen dalag. Es fing an zu regnen. Der stinkende Rauch der Maschine wand sich wie ein dicker, scheußlicher Wurm durch diese Regenluft. Die nächsten Häuser standen beisammen wie eine Schar Hühner, welche die Mauser hatten. Die hohen Giebel sahen graukalt, verknöchert, grämlich und boshaft langweilig aus. Das ganze Nest war muffig . . . Pfui Teufel . . .

Da kamen auch schon Felder, gelbe Klumpen und verblaßte Stoppeln. Ein feiner durchdringender Regen ging stetig hernieder wie ein grauer, erkältender Nebel, und der Zug, der eingeschlafen schien, fuhr dann und wann mit einem erschreckten „Hopla" empor, um gleich wieder sein altes schlaftrunkenes Lied zu schnarchen!

„Chr—ra—ta . . . ta—ta . . . ra—ta . . . Hopla . . . ta—ta—ta—ta . . . Chra . . . ta— Hopla . . ."